

## Buchbesprechungen

### L'amour bleu

DANIEL TYRADELLIS (HRSG.): **Freundschaft. Das Buch**, Matthes & Seitz, Berlin 2015, 272 Seiten, 29,90 EUR

»Liebe light«? Ein Band, das über den Tod hinaus hält? Oder eine Utopie aus »freier Verpflichtung, offener Exklusivität und vertrauensvoller Berührung«? Ist Freundschaft geschlechterübergreifend möglich? Ist sie Kompensation für neu entstehenden Beziehungsbedarf? Und geht es nicht seit Aristoteles ohnehin nur um Männerfreundschaften? Was also ist Freundschaft und wie viele Arten gibt es davon? – so bin ich versucht zu fragen angesichts der mannigfaltigen Aspekte eines Phänomens, das wir alle kennen und das doch jeder von uns ganz individuell erlebt.

Für das Dresdner Hygiene-Museum kuratierte der Philosoph Daniel Tyradellis als weiteres Projekt seines »Denkens im Raum« jüngst: »Freundschaft. Die Ausstellung über das, was uns verbindet«. Für den erweiterten Katalog trug er siebzehn Expertenbeiträge zusammen. Heraus kam ein bibliophiler Sammelband mit, von links aufgeschlagen, herrlichen Abbildungen der Exponate auf schwarzem Grund. Diese Seiten enthüllen bei jedem Blättern neue Schätze. Erwähnt sei hier nur eine Landkarte der Freundschaft, die ich mir als Poster wünsche: Es lohnt, von der *Insel der Einsamkeit* etwa über das *Meer des Kümmerns* zur Seelenverwandtschaft zu reisen, im *Hafen des Willkommens* zu ankern und nach einem Abstecher auf den *Friedhof der verlorenen Freunde* am Strand der *Gleichen Wellenlänge* zu verweilen. Auf den weißen Seiten der Zauberbindung, die sich erst beim Blättern von rechts nach links öffnen, finden sich die Essays, feuilletonistisch bis wissenschaftlich, aus dem breiten Fundus der Freundschaftsliteratur. Von Aristoteles und Plato über Montaigne bis hin zu Derrida und Deleuze rekurrierend, verstehen sie es zugleich, mit neuen Gedanken anzuregen, mitunter auch zum Widerspruch.

Sowenig wie Liebe kann Freundschaft erzwungen werden und sie braucht Zeit, Geduld und Pflege, um zu gelingen und sich zu beiderseitigem Glück zu entwickeln, obwohl sie unverbindlicher, freier ist als eine Liebesbeziehung – oder gerade deshalb? Freundschaft sei ein hehres Ideal bis zum Ende der Antike gewesen, dann habe das Liebesideal des Christentums sie abgelöst und spätestens seit Hegel gelte die Familie als Kern der Gesellschaft, postuliert Herausgeber Tyradellis. Erst die zunehmende Auflösung von Familienstrukturen, das Ende verpflichtender, einengender Blutsbande – ich möchte es die notwendige Expedition in den Individualismus nennen – habe in unseren Breiten und Zeiten den Wert von Freundschaft wieder gesteigert: »Freundschaft ist das, was bleibt, wenn die Liebe nicht gelingt.« (Heinz Bude)

Ist Liebe also eine Spielart der Freundschaft oder doch Freundschaft eine Form der Liebe? Liebe braucht ein weites Herz und ist ein weites Feld. Wenn Liebe eine Hauptmission unseres Erdenlebens ist, können damit nicht allein Eros und Agape gemeint sein. *Philia*, Freundschaft im eigentlichen Sinn, nimmt bedeutenden Raum in unser aller Leben ein, und keineswegs als »Ersatz«. Eine »emotionale Nähe, eine Ähnlichkeit oder Gleichgestimmtheit von zwei oder mehr Menschen, die sich darin wechselseitig in ihrem In-der-Welt-Sein unterstützen«, sei Freundschaft, meint Tyradellis, und er nennt den Wunsch nach Freundschaft angeboren und existenziell: »Freundschaft hält am Leben.«

Jede Definition von Freundschaft, so Tyradellis, ließe sich widerlegen. Kriterien und Voraussetzungen beruhen auf individuellem Übereinkommen, Kategorisierungen erwiesen sich im Alltag als nutzlos oder bei der Vielfalt heutiger Beziehungen auch als überholt.

Freundschaft und das Teilen von Freundschaften als Risiko bildet die Erzählung *Die Freunde der Freunde* von Henry James ab. Der Soziologe Heinz Bude beobachtet einen Wandel der »Freundschaftsessayistik« fort von Männerbünden hin zu Frauenkreisen. Seit die Fixierung auf den einen Brotverdiener-Mann zerbröckele, verspürten vor allem Frauen einen neuen Beziehungsbedarf. »Die Erfahrung der Freundschaft öffnet das Ich für den Anderen, ohne sich selbst nur im Anderen wiederzufinden«, konstatiert er: »In der Freundschaft lernt man immer wieder, ein Ich zu werden, um ein Anderer zu sein.« Dabei sei Freundschaft eigentlich eine »unmögliche Beziehung«, denn sie verspreche – im Gegensatz zur Verwandtschaft – »kündbare Unkündbarkeit«.

Das bei Bude in seiner Schilderung vor allem feministischer Diskurse vermisste emotionale Engagement für den Forschungsgegenstand bringt ausgerechnet Paul Widmer, Dozent für Internationale Beziehungen und ehemaliger Spitzendiplomat, in seinem Artikel über die Freundschaft zwischen Staaten auf. Hier findet sich Substanzielles zur Definition und Kriterien für Freundschaft: Zuneigung, Beziehungspflege, Gaben und Gesten, ein »Geist der Einvernehmlichkeit«, vor allem aber komme es auf persönliche Sympathien einzelner Menschen auch in diesem Bereich an, denn »gleichgesinnt« bedeute ja noch nicht »befreundet«. Und wo verläuft die Grenze zwischen freundlichem und freundschaftlichem Verhalten?

Der Gastfreundschaft verschreibt sich Heidrun Friese, Professorin für Interkulturelle Kommunikation: es gebe zwar ein Gastrecht, aber keines auf Freundschaft. Vom Wandel des ehemaligen Vorrangs der Freundschaft um 1500, wo zur Jagd auf »Fremde im Inneren« geblasen wurde, über das exkludierende Verständnis der französischen Revolution – nur wer mit uns ist, und das war per »certificat d'hospitalité« nachzuweisen, erfährt Gastfreundschaft – kommt sie zur Aufnahme von Flüchtlingen und damit zu einem Plädoyer für eine »Empfangskultur von Anderen«. Für Friese ist Freundschaft immer auch Gastfreundschaft, die »einen unverwechselbar Anderen in seiner Differenz« aufnimmt.

Der Kunsthistoriker Werner Busch interpretiert die Darstellung von Freundschaft in Gemälden des 18. Jahrhunderts und erkennt sie als vorwiegend männliche Domäne, Homoerotik durchaus inbegriffen. Isabel Kranz, Literaturwissenschaftlerin, erinnert an Blumen als Sprache der Freundschaft und erkennt hier einen Unterschied zu Liebesbotschaften: Nicht Blumen und Blüten symbolisieren die Freundschaft, sondern das Blattgrün, vor allem aber der Efeu, der für Dauer, Konstanz und ewige Treue stehe. Die blumige Symbolsprache, ein vor allem weibliches Ausdrucksmittel, zeige, dass nicht entscheidend sei, was, sondern dass kommuniziert werde. Als »symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium« wirft die Germanistin und Philosophin Marina Münkler mit Luhmann und der Sprachakttheorie einen semiotischen Blick auf Freundschaft. Der Schriftsteller Jean Louis Schefer wird konkret mit einer Betrachtung von Ritualen über den Tod hinaus; und die Funktion von Kinderbüchern als Trainingslager für Freundschaft analysiert die Literaturwissenschaftlerin Sophie Plagemann anhand ausgewählter Beispiele.

Die älteste Freundschaft der Welt – Gilgamesch und Enkidu – bildet den Kernpunkt gleich zweier Essays mit sehr unterschiedlichen Entwürfen: Die interdisziplinär arbeitende Literaturwissenschaftlerin Johanna Stapelfeldt geht von dem Versprechen der Freundschaft aus, sich »über den Tod hinaus« zu lieben, was permanente Materialisierung und Erinnerung erfordere, und auf das Funktionieren von Bildern, bis hin zum modernen Selfie, im sozialen Kontext ein. Dienten Fotos einst der Konstitution eines familiären Narrativs zur Fixierung und als Beleg von Freundschaft, spiegeln »Wefies«, also auf mehrere Freunde erweiterte Selfies, medial die Flüchtigkeit von Freundschaft. Müßig, in die Klage über angebliche Beliebigkeit von Freundschaft durch soziale Netzwerke einzustimmen, die ohnehin nur von dort nicht Aktiven erhoben wird. Der Schriftsteller Rudolf Kreis wiederum wagt mit einer Tiefeninterpretation des Gilgamesch-Epos und des in Winnetou stilisierten Genozids an den Indianern als Metapher für das Drama des ökologischen Selbstmords

der Menschheit ein Plädoyer für den Menschen als Erdensohn und damit Verantwortungsträger für unseren Planeten.

Die Romanisten und Germanisten Hans Ulrich Gumbrecht und Thomas Mießgang fragen: Wie steht es um Freundschaft im Fußball und in Rock- und Popmusik? Beide fokussieren sowohl auf Mannschaften bzw. Bands (die berühmten elf Freunde bzw. vier bis fünf Freunde), das Team-Fans-Verhältnis und Beziehungen von Fans untereinander. Lässt sich Fan-Sein als funktionales Äquivalent der Freundschaft verstehen, obwohl Freundschaft doch gerade die Individualität benötige, die Fans aufgeben? Publizist Mießgang macht kreative Gestaltungskraft als ein Grundprinzip von Freundschaft aus, die er auch in Musikerfreundschaften entdeckt, man denke ans Improvisieren und an Jam-Sessions. Auch wenn Fan-Freundschaften

nur Bündnisse auf Zeit und auf einen Star bzw. eine Mannschaft ausgerichtet seien, biete Freundschaft jeder Art als »Assoziationsmodell, das aus der Einsamkeit erlösen soll«, einen Gegenakzent zu den Entsolidarisierungsverhältnissen im Spätkapitalismus.

Mit dem zweifellos persönlichsten Essay aus Erfahrungen, Postulaten und Fragen in nahezu aphoristischer Form beschließt der Philosoph Peter Trawny das Kompendium der Freundschaft. »Geiz ist die Unmöglichkeit der Freundschaft« hält er fest und mahnt, viele Freunde aber seien zu viele, begrenzt durch die »Zeit des Vertrauens«, und schließt: »Wenn Freundschaft eine Aufgabe hätte, dann die, sich als eine Erfahrung der Freiheit zu erweisen.«

Zum Weiterlesen regen zahlreiche Literaturhinweise in den Anmerkungen an.

Sabine Adatepe

## Wozu meditieren?

STEFFEN HARTMANN / ANTON KIMPFLE: **Geistesgegenwart und Schöpferkraft. Vom Menschen-Welt-Begegnen zum Zeitgeist im 21. Jahrhundert**, Edition Widar, Hamburg 2015, 109 Seiten, 12,00 EUR

Eine Steigerung der Aufmerksamkeit durch Meditation führt zu spirituellen Fähigkeiten. Die Früchte dieses Tuns wirken sich zwar im Menschen selbst aus, gehören aber zugleich nicht mehr ihm allein, sondern in die Welt. In ihrem Buch *Geistesgegenwart und Schöpferkraft. Vom Menschen-Welten-Begegnen zum Zeitgeist im 21. Jahrhundert* beschreiben Steffen Hartmann und Anton Kimpfpler, wie spirituelle Erkenntnis und Meditation gesundend bis in individuelle Organzusammenhänge hinein wirken und das Niedere im Menschen läutern können. Stark pointiert formulieren sie: »Ohne Meditation wäre alles Erkenntnisstreben letztlich grundlos«, denn würde uns der geistige Wahrheitsboden entzogen, könnten wir nirgends mehr sicher stehen.

Zugleich sollen die Ergebnisse der Meditation in den Alltag einfließen, geopfert werden,

damit wir intensiver am Schicksal der Welt, unserer Mitmenschen, der Tiere und der übrigen Natur Anteil nehmen können und uns nicht isolieren. Die Autoren beschreiben, wie wir in der Welt wiederum Angriffen und Versuchungen ausgesetzt sind, die mit dem zu tun haben, was man spirituell die »Drachenkräfte« nennt. Wir kommen einerseits nur im Ringen mit den »Drachenkräften« im Sozialen weiter, andererseits brauchen wir für den Kampf mit dem Drachen auch Schutzkräfte. Hartmann und Kimpfpler schlagen einen dreifachen Schutz vor, dem im Zusammenhang mit einer gediegenen inneren Entwicklung große Bedeutung zukommt. Das erste sind *tragende menschliche Beziehungen* in Form von dauernden, vertieften Freundschaften und anderen Bindungen. Zweitens brauchen wir *tragende Tätigkeiten*, in Form eines beständigen, sinnvoll auf die Welt

bezogenen und selbstbestimmten Tuns. Ohne Sinn-Verwirklichung können wir weder gesund bleiben, noch in der Welt bestehen. Das Dritte ist die *tragende innere Arbeit*, durch die das Denken Kraft erhält und unser höheres Selbst erst zum Vorschein kommt. Die innere Arbeit wird dann tragfähig, wenn wir uns durch Widerstände hindurchgearbeitet haben, wenn Ausdauer und Geduld verwirklicht werden und Freude am Üben uns begleitet.

Die tragenden Beziehungen verbinden uns mit anderen Menschen, tragende Tätigkeiten mit der Welt und die tragende innere Arbeit führt zur Geburt unseres wahren Selbst, zur Selbst-Werdung, als dritte Geburt, nach der physischen und der seelischen. Der Zeitgeist Michael kämpfte einst mit dem Drachen und wartet nun auf den freien, schöpferischen Menschen, der seine Intelligenzkräfte durch lebendiges Denken und Meditation spiritualisiert. Die Autoren sagen dazu: »Im freien Menschen erfüllt sich die Bestimmung Michaels.« Auch auf den »kleineren Bruder Michaels«, der in vielen Bilddarstellungen den Fuß in den Rachen des die Welt verschlingen wollenden Fenriswolves stellt, wird hingewiesen und sein Charakter geschildert. Er wirkt im Freihalten des Zukünftigen, im noch nicht Geborenen, mit buddhahaft friedvollem Lächeln dem Ernst Michaels gegenüberstehend.

Jeder Mensch kann und muss heute seine wei-

tere Bewusstseinsentwicklung selbst in die Hand nehmen. Die Möglichkeit, den Blick auf unser eigenes Bewusstsein zu richten und mit den gegebenen Bewusstseinskräften selbstständig üben und uns entwickeln zu können, verschafft uns die Voraussetzung zur Freiheit. Ursprünglich war eine solche Entwicklung nur in den Mysterienschulungen möglich. Die Mysterien haben sich heute an die Allgemeinheit hingegeben und finden im Alltag statt, wo sie allerdings von uns entdeckt und ergriffen sein wollen. Dazu müssen wir – über das bloße Nützlichkeitsdenken hinweg – den interessierten Blick auf den anderen Menschen und die Ereignisse der Welt richten, um daran zu erwachen. Zunächst schlafen die meisten Menschen noch im Hinblick auf die brennenden Fragen der Zeit, so Hartmann und Kimpfler. Im Erkennen des anderen Menschen bildet sich ein sozialer Menschheitstempel, in dem immer mehr Menschen zu tragenden Säulen werden können. Die Autoren fassen diese Tatsache in den schönen Satz: »Das liebevolle Miteinander verschafft uns erst die Eintrittskarte zum Menschheitstempel.« Und im Hinblick auf die künftige Zusammenarbeit der Anthroposophen untereinander meinen sie: »Das echte Goetheanum lebt nicht dort, wo einzelne Anthroposophenparteien vorherrschen, sondern wo Raum ist für ergänzende, ebenfalls dazugehörige Strömungen.«

Andreas Meyer

## Sonnenfinger durch Wolkenlöcher

SARAH KIRSCH: **Ænglisch**, Droemer Verlag, München 2015, 82 Seiten, 19,99 EUR

Pünktlich zum 80. Geburtstag der 2013 verstorbenen Dichterin Sarah Kirsch erscheint ihr bisher unveröffentlichtes Tagebuch einer Reise nach England. Es ist das letzte Buch, das sie vor ihrem Tod zur Veröffentlichung fertiggestellt hatte. Darin sind Eindrücke einer Reise nach Cornwall und Devon, den südwestlichsten Grafschaften Englands, festgehalten, zu der sie im August 2000 zusammen mit ihrem Sohn Moritz

aufgebrochen war. Bereits die Vorbereitungen wie auch die Überfahrt auf einem dänischen Schiff werden mit einem Anflug schwarzer Ironie im Tagebuch festgehalten: »Durch eine Woche Real-TV von der russischen U-Boot-Katastrophe gut auf 'ne Seereise eingestimmt. Sturm ist och angesagt, der Himmel ganz schwarz. Ich reduziere gerade mein Gepäck. 2 Hosen genügen. Gleich bestell ich das Taxi.«

die Drei 12/2015

Die für Kirsch so charakteristische Mischung banaler Beobachtungen aus dem Alltag mit Nachdenklichem, auf das es keine vorschnellen Antworten gibt, findet sich auch in *Änglisch* wieder. Ein offensichtlich männlicher Reisegefährte wird nicht näher vorgestellt. Von früheren Veröffentlichungen her weiß man allerdings, dass es sich bei »Maurizio« oder eben auch bei »Moses« um Sarah Kirschs Sohn Moritz handelt.

Die aus Limlingerode im Harz gebürtige Sarah Kirsch war im Zuge der Ausbürgerung des kritischen Liedermachers Wolf Biermann im November 1976 aus der DDR ebenfalls in den Westen übersiedelt. Seitdem hatte sich Kirschs Art zu schreiben in eine Richtung weiterentwickelt, die letztlich nur noch ihr selbst verpflichtet war. Alle Arten von ideologischen wie weltanschaulichen Auferlegungen sind abgestreift. Es ist dem poetischen Schaffen geradezu abzuspüren, mit welcher inneren Freiheit sie es genießt, neben Lyrik zunehmend Expeditionen in lyrische Prosa zu unternehmen. Auch in *Änglisch* verarbeitete Sarah Kirsch ihre Eindrücke in gewohnt ungewöhnlicher Weise zu unverwechselbarer Prosa. Ihre souveräne Be-

herrschung der sprachlichen Ausdruckskunst ermöglicht es ihr, einer Lebensfreude, die keinerlei Konventionen unterworfen ist, Ausdruck zu verleihen: »Wunderbar als early birds beim Italiener nahe am Hafen britisches Rind gegessen. Sehr gut issees gewesen. Im schönen Licht retour. Sonnenfinger durch Wolkenlöcher. Jeden Tag mindestens 7 km geloofen. Bin bei 54 Kilo Gewicht, wenn die Wage hier stimmt.«

So schnoddrig Kirschs Sprache daherkommt, so genau sind die Beobachtungen austariert und festgehalten. Als studierte Biologin hatte Sarah Kirsch das Hinsehen gelernt und ihre Liebe zur Natur findet sich in allen ihren zahlreichen Büchern. Ihre produktivsten Jahre hatte sie im schleswig-holsteinischen Tielenheimme in einem ehemaligen Dorfschulhaus verbracht. Neben ihrer Dichtung, für welche sie mit einer stattlichen Anzahl von Auszeichnungen und Preisen bedacht worden war, ist Sarah Kirsch auch als Malerin hervorgetreten. Die abgedruckten Faksimiles und Fotos aus dem Reisetagebuch von Sarah Kirsch unterstreichen den besonderen Reiz des vorliegenden Prosabändchens.

Volker Strebelt

## Aus dem Leben vertrieben – jäh

SUSANNE SCHÄDLICH: **Herr Hübner und die sibirische Nachtigall**, Droemer Verlag, München 2014, 240 Seiten, 19,99 EUR

Susanne Schädlich, geb. 1965 in Jena, nennt ihr Buch einen Roman, obwohl die beiden darin geschilderten Schicksale sorgfältig recherchiert und authentisch sind. Sie beschreibt zwei Menschen, die unterschiedlicher nicht sein können, deren Lebenswege allerdings eine schlimme Gemeinsamkeit aufweisen: sie wurden beide, der Liberaldemokrat Dietrich Hübner und die erfolgreiche Operettensängerin Mara Jakisch, jäh aus ihrem Leben vertrieben, 1948 verhaftet und zu 25 Jahren Gefängnis bzw. 7 Jahren Verbannung im russischen Gulag verurteilt. Sie haben sich persönlich nie gesehen, kamen sich

aber, in Bautzen inhaftiert, durch Klopfzeichen zeitweise nahe. Beide waren Menschen – Hübner erst 21, Mara Jakisch 43 Jahre alt – die auf einen Neubeginn hofften.

Susanne Schädlich hat Dietrich Hübner kennengelernt und er hat ihr, nach Jahren des Schweigens, sein Schicksal erzählt. Er hat sie auch auf Mara Jakisch hingewiesen. Warum hat sich die Autorin dazu entschlossen, eine Doppelbiographie zu schreiben – damit übrigens auf eine weltliterarische Tradition zurückgreifend, die schon über 2000 Jahre alt ist? Plutarch hat sie erfunden, indem er griechisch-römische

Persönlichkeiten in Parallelbiografien beschrieb und so aufeinander bezog, z.B. Alexander und Caesar, Demosthenes und Cicero, insgesamt 23 derartige Konstruktionen, deren vergleichende Beschreibung den Einzelcharakter deutlicher hervortreten ließ.

Susanne Schädlich erzählt die Geschichten dieser ungleichen Opfer sukzessive, der mehrfache Wechsel in die andere Biographie erfolgt abrupt und entwickelt eine eigene, spannungsvolle Dynamik. Es ist ein Buch wider das Vergessen und eine Warnung, die stalinistischen Verbrechen in der frühen DDR zu verharmlosen. Die bewusste politische Haltung Hübners, dessen Verhaftung auf einen solidarischen Akt gegenüber einem Parteifreund zurückging und den weder physische noch psychische Gewalt

niederwerfen kann, kontrastiert mit der naiven Lebenskraft der Künstlerin, die im sibirischen Arbeitslager die Mitgefangenen mit ihrem Gesang aufrichtet.

Die Autorin erzählt lakonisch, vermeidet jede melodramatische Zuspitzung und entlarvt so den menschenfeindlichen Mechanismus der diktatorischen Regime.

Dass beide, der Demokrat wie die Sängerin, nach ihrer Entlassung in die Bundesrepublik eine Demokratie vorfanden, die ihnen zwar ein Leben in Freiheit und Würde ermöglichte, an ihrem tragischen Schicksal aber kaum interessiert war, gehört zu den komplizierten und beunruhigenden Entwicklungen der innerdeutschen Nachkriegsgeschichte.

*Jürgen Raßbach*

## Freiheit, Schuld und Entwicklung

RUTH EWERTOWSKI: **Die Sache mit dem Apfel – Glück und Unglück des Sündenfalls**, Verlag Urachhaus, Stuttgart 2015, 122 Seiten, 17,90 EUR

Den Sündenfall – seit Augustinus eine viel-durchgrübelte theologische Lehre – umkreiste Ruth Ewertowski in einer Artikelserie der Zeitschrift *Die Christengemeinschaft* (deren Redaktion sie angehört) so erfrischend untheologisch, dass aus einem Fachbegriff eine dem Leser mitteilbare Erfahrung wurde. Im daraus entstandenen Buch liest sich das noch etwas anders als in den monatlichen Folgen, weil der Zusammenhang von Freiheit, Versuchung, Ungenügen an sich selber, Schuld, Scham und sozialer Verantwortung, dort mit scheinbar leichter Hand hin und her gewoben, hier zu einem Ganzen wird.

Dabei bringt die Autorin anthroposophische Aussagen nie als bloße Bekräftigung vor, sondern sie dienen dem Wechselspiel von Durchdenken und seelischer Erfahrung.

Ruth Ewertowski liest die mythische Erzählung des Sündenfalls – der Versuchung durch die »Schlange« – ganz genau. Und so kann sie herausstellen: Die Sünde, den Apfel zu es-

sen, bringt die Freiheit und Erkenntnis (soweit stimmt das Versprechen der Versucherin), aber sie setzt auch eine gewisse Freiheit und Erkenntnis voraus, denn sonst wäre alles ja nur ein unbewusstes Tappen in die Falle geblieben, ohne Folgen für die Verantwortungsfähigkeit des Menschen und ohne Sinnzusammenhang mit seiner Erlösung.

Die Bilder einer Frau, die mit einem Apfel immer anders umgeht, sind eine gute Zugabe. Sie sind so gewählt, dass sich kleine spannungreiche Szenen ergeben. Man möchte gern wissen, was als Nächstes geschieht.

Wer Freude am selbstständigen Umgang mit der Anthroposophie hat, der wird dieses Buch genießen können! Die Autorin geht gegen Ende des Buches anhand der Vergebungsbitte, wie sie in Rudolf Steiners »Esoterischem Vaterunser« verwandelt wird, zu dem sozialen Hauptgesetz über. Das überzeugt durchaus. Schmale Bücher können weite Ausblicke öffnen.

*Frank Hörtreiter*